

Amanda Michalopoulou – Kleines Journal der Leichtgläubigkeit

Aus dem Griechischen von Birgit Hildebrand

The best one can hope
for as a human being is to
have a relationship with
that emptiness where
God would be if God was
available, but God isn't.

Anne Carson

Es gibt keinen Schriftsteller ohne Glauben an die Metaphysik. Selbst wenn Joyce an Nora schrieb „Wie ich Gott und den Tod hasse“, oder Márquez erklärte „Ich glaube nicht an Gott, aber ich fürchte ihn“, drückten sie dennoch ihre Ehrfurcht vor seiner Existenz aus. Schriftsteller, die nicht an Gott glauben, glauben zumindest an die Literatur – und das in religiösen Begriffen. Rechnet man die Leser hinzu, so kann man von einer religiösen Bewegung mit Millionen von Gläubigen sprechen, mit großen Unstimmigkeiten bezüglich des zentralen Dogmas (was Literatur ist und was nicht) und einem erkennbaren Ritual (Neigen des Kopfes über ein Buch, innerer Rückzug und Lesung des Gebetstextes).

Der literarische Gebetstext verspricht eine Welt mit klareren Absichten, intensiveren Farben, offenkundigeren Begegnungen. In der großen Literatur ist der Himmel strahlender, die Menschen sind verständlicher in ihren Motiven, die Liebe trifft einen direkt ins Herz, selbst wenn man nicht verliebt ist. Das Leben im Roman will einem sagen: So wäre ich, wenn ich mich selbst ernst nehmen würde.

Und der Tod selbst in Dantes alptraumhaftem Universum verweist er auf das Körperhafte, ohne das uns die empirische Welt nicht verständlich erscheint. Das unerklärliche Anderswo wird stets in etwas Vertrautes verwandelt: in eine verschneite Landschaft etwa. (Der Westgipfel des Kilimandscharo wird von den Massai „Haus Gottes“ genannt. Daran erinnert Enrique Vila-Matas, wenn er von Hemingways Kosmos spricht, in dem Schnee und Tod eins seien.)

Wo die Philosophie Begriffe einer theoretischen Diskussion um die Gelassenheit

einführt und um den Sterbenden, der akzeptiert, dass er nicht das Zentrum des Universums ist (Heidegger), wo die Theologie von ruhigem Loslassen spricht (Meister Eckhart), kommt die Literatur und bietet mit der für sie typischen radikalen Unschärfe eine fast empirische Analyse des Unbekannten. In Tolstojs Novelle *Der Tod des Iwan Iljitsch* schlüpft Iljitsch in den schwarzen Sack des Todes und begegnet dem Licht erst, als er sich mit seinen Schuldgefühlen versöhnt. Im literarischen Universum bildet dies eine Entsprechung zur Beichte oder zur Psychoanalyse: Philosophie, Theologie, Psychoanalyse und zugleich ein Ende des Todes, der mit Heideggerscher Leere eintrifft. Beim Lesen von Literatur kann sich alles begegnen und überlagern und das Erleben bereichern. Was darf man mehr erwarten von der Erzählung eines unbekanntem Erlebnisses?

Wie Sie bemerkt haben dürften, argumentiere ich zugunsten meiner Religion. Ich argumentiere, um Sie zu missionieren: Ich will also sagen, wer aus Angst eine religiöse Neigung entwickelt, sollte noch einmal überprüfen, was die Literatur zu bieten hat. Die Literatur macht Leben und Tod verständlicher. Darüber hinaus fordert sie von ihren Gläubigen weder Frömmigkeit noch Dankbarkeit und auch keine buchstabentreue Exegese. Sie verspricht nichts und sie straft nicht. Sie nährt sich aus dem Rätsel, aus der Ketzerei der Subjektivität. Sie fordert nur die Umsetzung einer grundlegenden Übereinkunft: dass der Leser sein Misstrauen aufgibt.

+++

Wir nähern uns dem Text in guter Absicht, in Gläubigkeit. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen: in Leichtgläubigkeit. Wir stehen mit der Naivität und der Ernsthaftigkeit eines Kindes vor dem aufgeschlagenen Buch. Ich bin bereit an dich zu glauben, denken wir, du darfst mich nur nicht hereinlegen. Überzeuge mich davon, dass Odysseus Schiffbruch erleidet. Überzeuge mich, dass der alte Mann einen riesigen Fisch gefangen hat, dass sich ein Mensch in einen Käfer verwandelt hat, dass sich Madame Bovary langweilt.

Ebenso wie es der systematisch meditierende Verstand lernt, in die Gedankenlücken zu schlüpfen, überwindet das die Wörter auf einer Seite verfolgende Auge das Materielle des Buches und rekonstruiert die Welt des Autors in extremer Subjektivität. Beim Literaturgläubigen trifft man auf eine Kombination aus Sorglosigkeit und Aufmerksamkeit; Joyce nannte es „unbeteiligte Sympathie“. Was die östliche Philosophie proklamiert – „unterstütze, was sich von selbst ergibt“, sagt Lao Tse –,

ergibt sich in der Literatur ganz natürlich. Ist also von vielen Glaubenssystemen auszugehen, die den Glauben an die Gegenwart, an die Natürlichkeit der Entwicklung der Dinge aktivieren, aber nicht durch Ermahnungen (Gib uns heute), sondern durch eine überzeugende Narration?

Auch das Alte und Neue Testament sind voll mitreißender Geschichten. Das einzige, was man ihnen vorwerfen könnte, ist, dass ihr Protagonist, also Gott selbst, sich im zweiten Teil der Geschichte dramatisch verändert, und damit auch die Welt. Aus der Hoffnung und Furcht des ersten Teils geraten die Helden in die Verzweiflung und das Wegschieben der Verantwortung, die auf die Allegorie des Falls folgen. Damit will ich mich nicht auf eine theologische Argumentation einlassen, ich spreche in narrativen Begriffen. Wenn sich in einer Geschichte etwas verändert, selbst in einem heiligen Text, weckt es in einem das arglose und ersthafte Kind: Überzeuge mich.

+++

Wer sich mit dem Thema des Glaubens an die Literatur befasst, macht sich unweigerlich die Hände schmutzig. So erging es auch mir, als ich einen Roman mit dem Titel *Gottes Frau* schrieb, der von der Koexistenz Gottes und seiner sterblichen Gefährtin in einem Universum erzählt, von dem „man nicht weiß, ob es sich oberhalb, unterhalb oder innerhalb von etwas befindet“. Während ich diese Zeilen verfasse, befindet sich das Buch gerade im Druck, und das Kind in mir schreit: Gott! Gott wird dich strafen!

Wie Márquez glaube ich nicht an Gott, aber ich fürchte ihn. Und wenn ich etwas nicht weiß, dann imaginiere ich es: In diesem Roman habe ich einen Gott geschaffen, der die Literatur hasst, und ihm eine Gefährtin zur Seite gegeben, die nur dafür lebt zu lesen. Ich habe imaginiert, wie sich die beiden platonisch verlieben, streiten, sich versöhnen und am Ende eine große Reise in die Welt unternehmen, Menschen begegnen und sich in ländlichen Pavillons erholen, bevor sie wieder in ihr merkwürdiges Universum zurückkehren.

Was ihnen auf dieser Reise zustößt, ist absolut schrecklich, und ich habe es nach der Lektüre von Lukrez, Luther und Simone Weil in einem Moment, den ich mit religiöser Intuition gleichsetzen könnte, vor mir gesehen. Die primäre Inspiration geht in vielem auf die Kommentatoren der Texte der Kirchenväter zurück. Die Lektüre anderer Bücher bildete in dem Buch, das ich schreiben wollte, das Abschlussgebet meines Glaubens. So etwas geschieht bei Schriftstellern: Sie schreiben, um ein

Gespräch mit anderen, bereits geschriebenen Büchern zu führen.

Zusätzlich habe ich Werke über Physik und Kosmologie gelesen. Daraus ergaben sich Fragen zur Quantenmechanik. Ganz am Ende begannen sich die Fragen zur Natur der Welt durch die gleichzeitige Beschäftigung mit der empfindsamen mittelalterlichen Mystikerin Marguerite Porète und dem Wahrscheinlichkeitsprinzip in einen Plot zu verwandeln. Im Prozess des Schreibens vollzieht sich etwas Eigenartiges: Wenn man genügend Geduld und Glück hat, dringen die ursprünglichen Fragen so tief in den Text ein, dass man sie schließlich fast nicht mehr erkennen kann. (Genau wie man an Gott oder an die Menschen glaubt und einem der Ausgangspunkt der Empfindung verloren geht, die einen zu diesem Glauben geführt hat. Warum glaubt man an jemanden? Ist Vertrauen ein natürlicher Zustand oder verbindet es sich mit Zweckdienlichkeit? Auf die Frage der Zweckdienlichkeit komme ich etwas später noch einmal zurück.)

Ich wollte also einen Gott erschaffen, an den ich endlich glauben konnte. Einen rätselhaften und gefährlichen Gott, in den ich mich wie meine Heldin verlieben könnte. Und diese Liebe sollte wie jede Liebe aus einem Moment unerklärlichen Impulses geboren sein, in dem die Umstände und das Begehren zusammentreffen. Wir sprechen, und das Universum hört zu.

+++

Was wir Inspiration nennen, ist ein Moment der sich offenbarenden Wahrheit. Schopenhauer hat in seinen Aphorismen geschrieben, dass die Religionen sich nicht aus der Überzeugung ergeben, die auf Vernunft basiert, sondern aus dem Glauben, der auf Offenbarung basiert.

In der Literatur gibt es eine Koexistenz von sich offenbarender Wahrheit und Vernunft, da der Schriftsteller inspiriert wird und gehorcht, offenbart und offenbart wird. Hier findet sich ein komplexes Glaubenssystem, in dem der Schöpfergott selbst der leidenschaftlichste Gläubige seiner Schöpfung ist. Er beweihräuchert den Text, er salbt ihn mit Öl, meditiert schweigend davor oder geht – wie die amerikanische Autorin Mary Carr – sogar so weit, dass er effektiv betet, bevor er zu schreiben beginnt. In einem Interview in der *Paris Review* sagt Carr: „Ich versuche morgens und abends zu beten und beginne mit Atemübungen und Gebeten zur Fokussierung der Aufmerksamkeit. Ich fahre fort mit dem Gebet des Heiligen Franziskus: ‚Herr, mache mich zum Werkzeug deines Friedens.‘ Manchmal höre ich auf dem I-Pod den

täglichen Gottesdienst von Pray-as-you-go.com oder klicke auf Sacred Space, beides Webseiten der Jesuiten. Heute früh bin ich auf die Straße hinausgegangen und habe gesagt: Ich danke dir für die Luft, ich danke dir für den blauen Himmel.“

Ihre Ansichten bringen mich in Verlegenheit, aber sie erinnern mich auch an etwas Vergessenes. Die Religion als kindliche Essenz der Menschheit, als Poesie, als Eucharistie der Existenz. Mir wurde bewusst, dass der Schriftsteller, ob er nun betet oder das Beten belächelt, Schillers *Ode an die Freude* umkehrt. Statt zu fragen „Ahndest du den Schöpfer, Welt?“, fragt er sich: „Ahndest du, Schöpfer, deine Welt?“. Wenn es einen Gott gibt, erträgt er es, die Schöpfung zu teilen? Geht er bis zur Zurückweisung des Anfangs? Noch so eine komplexe Frage, die Gottes Frau kein Auge zutun lässt.

+++

Um vom religiösen Glauben als kindlicher Essenz der Menschheit zu erzählen, erlauben Sie mir, einige einschneidende Vorkommnisse aus meinem Leben zu erzählen, die mit dem Glauben zusammenhängen.

Ich war neun Jahre alt. Meine Freundin und ich entfernten uns aus ihrem Haus auf dem Land und begannen, über die Wiesen zu laufen. Frühjahr. Der Duft des wilden Oregano kitzelte uns in der Nase. Wir rannten wie die Ziegen, immer die Hänge hinauf und hinunter, bis wir am Horizont die Kapelle des Heiligen Vassilios sahen. Wir zogen die schwere Holztür auf und standen vor seiner Ikone. Er blickte uns finster an.

„Sieh mal“, sagte meine Freundin, „jetzt schaut er plötzlich ganz anders!“ Ich weiß noch, wie mir der Mund trocken wurde: War er etwa böse auf uns, weil wir aus dem Haus gerannt waren? Und vielleicht würde er uns für unseren Leichtsinns bestrafen? Und wenn er sich an meinem Vater rächen wollte, der den gleichen Namen hatte wie er? Bis ich zum Haus zurückkam, fühlte ich mich von den Augen des Heiligen verfolgt. Immer wieder sagte ich vor mich hin: Ich verspreche, brav zu sein. Als ich meinen Vater beim Zeitunglesen im Sessel antraf, schlug ich halb heimlich, halb offen das Kreuz.

Im selben Jahr teilten uns die Eltern den Tod des Großvaters mit. Wir befanden uns gerade wieder auf einer Wiese. Glaubten sie, dass uns der offene Horizont helfen würde, uns mit der Unfassbarkeit der Existenz vertraut zu machen? „Hier, Gott, da hast du's“, schrie mein Vetter und hielt die offene Hand mit gespreizten Fingern in

Richtung Himmel. Er war etwa sechs und suchte auf dem leeren Feld hinter den Wolken nach Gott. Und weil sich dieser nicht zeigte, flüchtete er sich in diese beleidigende griechische Geste, die „mountza“. Das Wort stammt etymologisch von „mountos“, also „finster“ ab. Wenn man Gott eine solche Geste sandte, verbannte man ihn in die urzeitliche Finsternis der unerschaffenen Welt. Ins Chaos.

Mein Vetter starb jung, und zu der Zeit begann ich von neuem, mich zu bekreuzigen. Ich ging in Kirchen, in Klöster, in buddhistische Tempel und lebte ein Jahr lang in einer Glaubensverwirrung wie der Vater der Frau Gottes in meinem Roman. Er ist Kapitän. „An Gott glaubte er nur, wenn ein Sturm aufkam. Dann fanden auf dem Schiff alle zum Glauben.“

Dieser eigenartige Automatismus des Glaubens stellte sich auch nach dem Tod meines Vaters wieder ein. Nicht weil mir Gott seine Existenz bewies. Sondern weil er mir seine Nichtexistenz aufzwang. „Rerum absentium concupiscentia“, sagt Augustinus. Verlangen nach etwas Abwesendem.

+++

Mein Vater hatte zwei Lieben: die Liturgie und die Oper. Er war Kirchensänger, und wenn er uns in Berlin besuchte, wo wir mehrere Jahre lang lebten, ging er unweigerlich in die Komische Oper, und das immer allein. Wollte er, was er liebte, vor dem Kontakt mit anderen bewahren? Oder hatte er das Gefühl, dass man vor Gott und der Kunst immer mit sich selbst allein ist?

Und noch etwas. Meinem Mann begegnete ich in einem Kloster in Südfrankreich. Die Zeitung, für die ich damals arbeitete, hatte mich für eine Reportage in das orthodoxe Kloster Saint Antoine Le Grand geschickt. Er sollte die Fotos machen. Es handelte sich um ein Männerkloster, ich schlief in einem Wohnwagen. Seither sind zwanzig Jahre vergangen, aber ich erinnere mich noch wie gestern an den feuchten Südwind, der damals wehte. An die Fastenspeisen. Fade schmeckende Linsen und Oliven. Liebende erwarten von der Welt, dass sie mit ihrem Verlangen übereinstimmt. Sie wollen essen, sich anfassen, feiern. Im Kloster war das alles verboten.

Simone Weil begegnete der Welt und Gott wie zwei Liebhabern. Sie zog sich großzügig zurück, um ihnen zu erlauben, sich zu nähern. „Gott“, schrieb sie, „kann an uns nur die Einwilligung lieben, uns zurückzuziehen und so den Weg für ihn frei zu machen.“ Der Liebende, sage „ich“, weigert sich, sich zurückzuziehen. Ich lasse Gottes Frau allabendlich im Wald auf ihren Mann warten: „Ich lebte nur für die Zeit,

zu der er erschien, kurz vor dem Dunkelwerden. Um mich nicht zu erschrecken, kam er in gemessenem Schritt auf mich zu, wie ein Lichtpunkt, der ständig größer wird. Er kam immer mit einem Buch unterm Arm von zuhause, und beim Gehen winkte er mir zu. Es gab keinen schöneren Anblick als Seine Gestalt, das wehende lange Haar, die leichte Neigung Seines Kopfes, die zu allem ja, ja zu sagen schien. Ich ließ alles liegen, was ich gerade tat, um dem heiteren Knacken der kleinen Holzstücke unter Seinen Füßen zu lauschen. Voll Dankbarkeit flüsterte ich den Psalm, den mir die Tante beigebracht hatte: ‚Erbarme dich, Gott, erbarme dich meiner, auf dass ich meine Seele auf Dich richte und im Schatten Deiner Flügel ruhe. Mein Herz ist bereit, o Gott, mein Herz ist bereit.‘ Alle die Gottesnamen, die ich als Kind in mein Heft geschrieben hatte, kamen mir nacheinander in den Sinn, besonders die, die mir damals unverständlich waren: Siehe, der Stundenbeherrscher, der Wortergötzer, der Unbestechliche, der über den Lüften Weilende, der Gegenwart König. Siehe, der den Himmel möglichst weit Ausdehnende, der dem Winter die Kälte Nehmende. Ich dachte: Doch, ja, ich umarme ihn auch so, das bedeutet Liebe, zu nehmen, was man dir gibt, wenn man es dir gibt. Ich lernte ihn zu lieben, wie ich eine Schnecke geliebt hätte, die sich in ihr Haus verkrochen hat, ich lernte mich mit der leeren Umarmung zu begnügen, mit der luftigen Brust, die mich nur mühsam halten konnte, wenn ich mich ihm entgegenwarf.“

+++

In Wirklichkeit verstehe ich Simone Weil nicht. Und auch nicht Marguerite Porète. Ich begreife die extreme Demut und ihren Bezug zur Liebe nicht. In meinen Augen ist sie das absolute Gegenteil zum Sich-in-die-Brust-Werfen, zum narzisstischen Delirium, zum leichtherzigen Schwur ewiger Treue. In „Gottes Frau“ hat mich das Nicht-Symptomatische an der Liebe interessiert: Ich glaube an dich, obwohl du nicht an mich glaubst. Du glaubst an mich, obwohl ich nicht an dich glaube.

Die Lyrikerin Anne Carson, die in ihrem Werk *Decreation* von der erbarmungslosen sapphischen Liebe spricht, ließ mich bei der freiwilligen Aufgabe des Ichs verweilen und Interesse finden an dem, was man Theologie der Liebe nennt. „Decreation“ (Selbstentäußerung) ist ein Terminus von Simone Weil. Er bezieht sich auf die Auflösung der Existenz, auf die absolute Hingabe auf dem Altar der Liebe. Carson stellt in ihrem Text eine Verbindung zwischen Weil und Porète und der antiken Dichterin Sappho her und lässt eine zeitübergreifende Kette der Vernichtung des

Ichs um des Glaubens willen entstehen. In ihrem Kommentar zu den drei Frauen, die über ihre Annihilation schreiben, untersucht sie die Frage: „Wir schreiben aus der Mitte des Ichs. Wie kann man es beim Schreiben vernichten?“ Und sie zieht den Schluss: „Jede von ihnen wollte eine Art Traum der Distanz schaffen, in der das Ich aus der Mitte des Werks gerückt wird und der Sprecher in dem, was er sagt, verschwindet.“

Carsons Vorstellung von den drei gläubigen Frauen/liebenden Erzählerinnen verweist direkt auf die herrschende Vorstellung von Gott selbst. Auch er ist ferne und nah (*longe propinquus*), und wenn er „spricht“, verschwindet er in dem, was er „sagt“. „Seligkeit liegt im bloßen Anblick des Geliebten“, schreibt Feuerbach. Er bezieht sich ganz sicher auf Gott: „Den unsichtbaren Wohltäter von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ist das heißeste Verlangen der Liebe.“ Gelangt also die liebende Frau, die Frau, für die der Glaube der Grund ihrer Existenz ist, zur Theosis, dem Eingehen der menschlichen Natur in Gott? Und wenn ja, ist dann die Theosis ein Ergebnis von Wahnsinn, Ziel oder Zweckdienlichkeit?

+++

Nun spricht der ungläubige Mensch des 21. Jahrhunderts. Stellt man das Wort Glauben neben das Wort Zweckdienlichkeit, dann weicht der erotische Taumel, das Opfer des Ichs, die Unschuld unserer Spezies, die vertrauen und sich in ein Nest kuscheln möchte. Sprechen wir besser von der Absicht, die auch das Hauptmerkmal der Denkphänomene ist. Könnten wir also eine Phänomenologie des Glaubens versuchen, „direkt, unschuldig“? Davon träumt Julia Kristeva in ihrem Werk *Am Anfang war die Liebe. Psychoanalyse und Glaube*.

Und wieder benötige ich meine eigenen Erfahrungen und ein wenig Mut, um meine eigene Phänomenologie des Glaubens und gleichzeitig meine unbegreifliche pubertäre Naivität zu beschreiben. Als ich im Gymnasium für die Französischprüfung Marcel Proust las, glaubte ich, für die Erfahrung des Erzählers in Combray (die Vergangenheit sprang dank einer eingetunkten Madeleine, wie er sie als Kind im Haus seiner Tante gegessen hatte, aus seiner Teetasse), sei die Absicht ausreichend.

Bei meiner ersten Frankreichreise einige Monate später kaufte ich in einer Bäckerei Madeleines, kehrte in die Wohnung zurück, in der ich zu Gast war, und sorgte dafür, dass ich allein war. Ich schloss mich in der Küche ein und kochte Tee, setzte mich an

den Tisch und las den entsprechenden Abschnitt, wobei ich an einer eingetunkten Madeleine knabberte. Von diesem muschelförmigen goldgelben Plätzchen erwartete ich eine religiöse Erfahrung. Und wie unsinnig: Ich erwartete, dass sich eine Vision einstellen und mir vergessene Facetten meiner Vergangenheit offenbaren würde. Ich erwartete es aber nicht von einem Brot mit Butter und Zucker, wie ich es immer im Haus meiner eigenen Tante gegessen hatte, nein, von der Madeleine der Tante Leonie! Vom unbekanntem Geschmack einer nichtexistierenden Tante.

Viele Jahre lang teilte ich mein Leid niemandem mit: meine unvorstellbare Leichtgläubigkeit, die metaphysische Überzeugung, das, was sich bei dem Erzähler eingestellt hatte, müsse sich auch bei mir einstellen, wie durch Osmose, schließlich teilten wir nicht dieselben Geschmackserinnerungen. Irgendwann gestand ich es meinem Mann: „Du warst gar nicht dumm“, sagte er. „Du wolltest Schriftstellerin werden und hast die Grenzen der Identifikation ausgetestet, die Kunst hatte dich schon erfasst.“

Seine Interpretation erleichterte mich. Ich war Swann, ich war seine Tante und die Madeleine. Ich war der Text.

+++

Zweckdienlichkeit: Das Wort bringt einem den Missbrauch der Wörter „Glauben“ und „Vertrauen“ durch die Märkte in den Sinn. Mein Sinn geht zu alledem, was man während der griechischen Krise in Europa gehört hat. Eine entsprechende Statistik wäre nicht uninteressant: Wie oft man zum Beispiel in Griechenland und in Deutschland zur Zeit des intensivsten, des absoluten Misstrauens zwischen den beiden Ländern das Wort „Vertrauen“ gehört hat.

In kritischen Momenten beten die Gläubigen. Der Marktgläubige betet für das höchste Gut, das Funktionieren des Finanzsystems – ebenfalls eine Kirche, die ihren Gläubigen ein Äquivalent religiösen Glaubens sichert. Die Niederschlagung der Furcht, die Hoffnung auf eine höhere Lebenssphäre, die die Krise besiegt, den Verfall – der Tod des Marktes.

Während der Krise war oft das Wort „Opfer“ zu hören: Die Griechen mussten hart besteuert werden, sie mussten bezahlen, etwas opfern. Ein protestantischer Wortschatz wurde mobilisiert, um das Thema des Eigenopfers im skandalösen, egomanischen, sündigen Süden zu diskutieren. Ich musste assoziativ an das Opfer der Kinder zur Abwendung der Befleckung in der griechischen Antike oder in der

Bibel oder selbst in unseren Volksliedern denken. Iphigenie, Isaak, die Frau des Baumeisters bei der Brücke von Arta. Auch die Griechen sind Kinder – leichtsinnige Kinder, die unter der Mittelmeersonne gespielt haben, ohne ans Morgen zu denken. Schon Platon bezeichnete sie im Timaios-Dialog als „ewige Kinder“ (*aei paides*). In Berlin fühlte ich zu Beginn der Krise oft den herabwürdigenden Blick des emblematischen Vaters von Sylvia Plath auf mir ruhen. Ich sagte mir innerlich immer wieder ihren rächenden Vers aus *Lady Lazarus* vor: „Herr God, Herr Lucifer/ Beware/ Beware“. Ich lernte, die Vision eines strengen, richtenden Vaters zu verinnerlichen – der nötigenfalls seine Kinder opfert.

+++

Die Kinderopfer gehören zu den fatalen Erzählungen meiner Kindheit. Nach dem Opfer des Isaak – das in letzter Minute abgewandt wurde, da die Tragödie in eine Prüfung verwandelt wurde – war mein Leben nicht mehr dasselbe. Ein Vater ist bereit, seinen heißgeliebten Sohn zu opfern, weil Gott es von ihm fordert. So sehr auch Kierkegaard darauf beharrt, dass „der Glaube dort beginnt, wo das Denken aufhört“, rührte Abraham mit seiner Tat an das Unvorstellbare: die teleologische Aufhebung des moralischen Lebens, wie wir es kennen.

Es vergingen Jahre, bis ich mir meine Identifikation mit den Kindern bewusst machte, die deren Eltern bereitwillig auf dem Altar des Glaubens geopfert hätten (nein, nicht die Eltern, die Väter/Götter. Die Mütter weinten und flehten um Milde.) Ich las diese unbegreiflichen Beschreibungen und mein entsetzter Nacken beugte sich über einen Marmorstein (zum Opfer der Iphigenie), einen Felsen (zum Opfer des Isaak). Ich wurde in letzter Minute vor den Delirien der Erwachsenen gerettet. Beim Lesen hatte ich jedes Mal Angst und identifizierte mich. Ich wurde zur Leserin.

+++

Der Glaube in der Narration ist für mich das verblüffendste Beispiel der kindlichen Essenz der Menschheit. Unsere selbsterwählte Tradition in einer Geschichte, die nie geschehen ist, die Tatsache, dass wir für Geschöpfe leiden, die nicht gelebt haben, ist der schlagende Beweis für unseren Entschluss, das Ich zu verlassen und dem Anderen zu begegnen. „Es gibt einen Anderen“, sagt Lacan. Dies ist die Poetik des Vertrauens zwischen zwei Lügnern per definitionem: dem Autor und seinem Leser („heuchlerischer Leser“ nannte ihn Baudelaire).

Bisweilen ist das Vertrauen so stark, dass der Autor sich an seinen Leser wendet,

wie es vor einigen hundert Jahren Laurence Sterne in *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman* und vor einigen Jahrzehnten Italo Calvino in *Wenn ein Reisender in einer Winternacht* taten. Und der Leser lässt sich seinerseits so sehr von der Illusion wiegen, dass er glaubt, was der Schriftsteller erzählt, geschehe wirklich. Wenn der Priester-Erzähler der Marilynne Robinson in *Gilead* den großen Briefroman an seinen Sohn schreibt, greift er zu religiösen Äquivalenten: „Für mich war das Schreiben immer etwas, das ich wie ein Gebet empfand, selbst wenn ich keine Gebete schrieb. Man hat das Gefühl, man sei mit jemandem zusammen.“

Ich frage mich, wie ich nun meinen Brief über den Glauben abschließen soll – mein Gebet. Ich habe immer Angst vor dem Ende des Textes, dem endgültigen Abschied. Getreu meiner Wesensart will ich also mit einem Anfang und zugleich einem Resümee enden. Ich füge die erste Seite der *Frau Gottes* an. Meine Erzählerin wendet sich an den Leser und versucht zu beweisen, dass der Glaube (an den Anderen? die Literatur? das Leben? den Glauben selbst?) rettend ist.

+++

„Es hört sich wie eine Lüge an, aber ich bin Seine Frau. Wir haben vor vielen Jahren geheiratet. Er bat mich um meine Hand, und ich stimmte zu. Manchmal wundere ich mich selbst darüber, was ich alles erlebt habe, erst fern von Ihm, dann an Seiner Seite. So hatte ich mir mein Leben nicht vorgestellt.

Ich schreibe diese Seiten, um mit Dir die Wahrheit zu teilen. Ich könnte behaupten, dass ich es tue, um das Versprechen zu halten, das ich meinem Bruder gegeben habe. Ich hätte ihn abschreiben müssen, aber die Menschen vergessen – so weit sie auch in die Ferne gehen, eines Tages haben sie Sehnsucht nach ihrem Zuhause. Ich tue es nicht für meinen Bruder. Und eigentlich auch nicht aus Solidarität. Um betroffen zu sein, menschlich zu sein, muss man mit den Menschen zusammenleben. Was uns gegenseitig nahebringt, ist das Gefühl des gemeinsamen Schicksals. Ich habe die elementaren Dinge vergessen: Wie man eine Ohrfeige gibt, einen losen Knopf annäht, wie man jemanden tröstet.

Ich habe noch nicht darüber nachgedacht, wie du meinen Brief erhältst. Wichtig ist für mich nur, in der Überzeugung zu sprechen, dass du mir zuhörst. An der Seite dessen lebend, der alles aus dem Nichts erdacht hat, erschaffe endlich auch ich etwas Eigenes. Ich erschaffe Dich. Wer bist du? Es hat für mich keine Bedeutung. Sei, wer du auch seist. Es genügt, wenn du in einem Maß wirklich erscheinst, dass

ich weiter mit dir spreche. Der Gedanke, dass ich mich an ein menschliches Wesen richte, kann mich retten. Ist das nicht zum Lachen? Die Menschen wenden sich um ihrer Rettung willen an Gott, ich wende mich an dich. Meine größte Angst ist, dass es dich gar nicht geben könnte. Dass ich, vom Zweifel besiegt, die Seiten halb fertig zurücklassen könnte und dass sich die Wahrheit in alle Winde zerstreut. Die schreckliche Wahrheit.

Außerdem habe ich Angst, dass es mich gar nicht gibt. Ich weiß nicht, auf welche andere Weise ich es dir sagen soll. Ich fühle mich wie eine nicht existente Person, die einen Kopfsprung in die Ewigkeit getan hat und nicht weiß, wie sie daraus wieder ans Festland des Gegenwärtigen gelangen kann. Zuzeiten frage ich mich: Bin ich etwa verschwunden? Ist vielleicht, was mir geschieht, gar kein Leben? Und dann denke ich, bist du denn nicht bei Trost? Du bist doch Seine Frau! Und wenn das nicht genügt, um mich zu überzeugen, pieke ich mich mit Stecknadeln. Oder ich schreibe.

Wenn es mich gibt und du akzeptierst, dass auch Er existiert, sind wir auf dem richtigen Weg. Wenn du glaubst, dass Er sich entfernt, wenn du Ihn brauchst, dass Er unauffindbar und unnahbar ist, bist du auf dem richtigen Weg. Und es ist sinnvoll, dass du meine Geschichte anhörst. Deine Geschichte.“